

STOLPERSTEIN-VERLEGUNG

vom 16. bis 19. Juni 2024 in Frankfurt am Main
zum Gedenken an in Frankfurt verfolgte Opfer des
Nationalsozialismus

Opfer-Biografien

zu den Enthüllungen neu verlegter Stolpersteine am

Montag, 17. Juni 2024

10:00	Riederwald	Am Alten Volkshaus 1	Johanna Tesch
10:45	Bornheim	Mainkurstraße 29	Lorenz Weisbrod - (2.000. Stolperstein in Ffm)
11:20	Ostend	Sandweg 76	Ferdinand und Balbina Steigerwald
11:50	Ostend	Habsburgerallee 30	Sophia und Moritz Moses Steigerwald
12:20	Ostend	Habsburgerallee 17	Joachim, Ida und Joachim Walter Beilacher
14:30	Westend	Feuerbachstraße 11	Eduard, Luise und Hans Eduard Rothschild
15:10	Innenstadt	Neue Mainzer Straße 76	Emanuel und Elisabeth Rothschild
16:00	Westend	Reuterweg 94	Nathan, Leontine, Klare und Ilse Fuchs
16:40	Nordend	Baumweg 35	Elisabeth, Wilhelm und Lore Sundheimer
17:05	Nordend	Baumweg 27	Nathan und Sophie Levy ; Max, Rosa, Karl und Gertrud Stern

Aktueller Zeitplan auch unter <https://www.stolpersteine-frankfurt.de/de/aktuell>



Riederwald

Am Alten Volkshaus 1

Johanna Tesch, geb. Carillon

Geburtsdatum: 24.3.1875

Haft: 22.8.1944 „Aktion Gitter“ Polizeigefängnis Klapperfeldstraße,

18.9.1944: KZ Ravensbrück

Todesdatum: 13.3.1945



Johanna Tesch, um 1910 (HMF)

Johanna Tesch, geb. Carillon wurde am 24. März 1875 als fünftes Kind des aus Wehrheim im Taunus stammenden Schneidermeisters Johann Bernhard Carillon (1838-1908) und seiner Frau Johanna Maria, geborene Pauly (1842-1917) in der Dreikönigstraße 28 in Frankfurt-Sachsenhausen geboren.

Sie besuchte von 1882 bis 1889 die Souchayschule, eine gehobene Bürgerschule in Sachsenhausen (heutige Textorschule) und arbeitete bis zu ihrer Verheiratung im elterlichen Haushalt. Am 12. November 1896 brachte sie ihren ersten Sohn Friedrich Bernhard, genannt Friedel, zur Welt. Vater war ihr Freund, der Weißbinder Philipp August Keßler, der kurz nach der Geburt des Kindes im Dezember 1896 an Schwindsucht starb. Am 1. Mai, am „Tag der Arbeit“, 1899 heiratete Johanna Carillon den Schneider und Gewerkschafter Richard Tesch, den sie schon 1892 als Gesellen in der väterlichen Werkstatt kennengelernt hatte. Gemeinsam hatten sie die Söhne Wilhelm, genannt Busch (1899-1943), und Carl, genannt

Carlemann (1902-1970). Die Familie wohnte zunächst in der Nähe der Eltern Carillon in der Stegstraße 50, 4. Stock, dann in der Rohrbachstraße 40 im Parterre und danach im 3. Stock der Wittelsbacherallee 93. Um 1911/12 erfolgte der Umzug in den Riederwald in eine neu erbaute Arbeitersiedlung, zunächst in die Schulze-Delitzsch-Straße 15, etwa ein Jahr später in die Max-Hirsch-Straße 32 (heute: Am Alten Volkshaus 1), 1. Stock, die letzte gemeinsame Wohnung der Familie Tesch.

Johanna Tesch gehörte zu den frühen Aktivistinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Mit dem Ziel, die Chancen der bildungspolitisch benachteiligten Mädchen zu erhöhen, beteiligte sie sich 1902 an der Gründung des „Bildungsvereins für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse“, und ab 1904 war sie Kassiererin des Bildungsvereins.

1909 war Johanna Tesch die Frankfurter Vertreterin bei der Gründungsversammlung des „Zentralverbands der Hausangestellten und Dienstboten“ in Berlin. Zentrale Forderungen des Verbands waren: Beseitigung der Gesindeordnung und rechtliche Gleichstellung mit den gewerblichen Arbeitern und Arbeiterinnen. Zwischen 1911 und 1918 amtierte Johanna Tesch mehrfach als Vorsitzende der Frankfurter Ortsgruppe. Johanna Tesch war Mitglied der SPD und Gründungsmitglied der Arbeiterwohlfahrt in Frankfurt.

Bei der Wahl zur Deutschen Nationalversammlung im Januar 1919 kandidierte Johanna Tesch erfolgreich für die SPD im Wahlkreis 19 Hessen-Nassau und Waldeck. Sie gehörte damit zu den ersten 37 weiblichen Parlamentariern der deutschen Geschichte. Auch bei der ersten Reichstagswahl 1920 wurde sie wieder gewählt.



Johanna und Richard Tesch. 1914

Die Wahl in die Nationalversammlung war ein gravierender Einschnitt in Johanna Teschs Leben. Sie arbeitete ab 1919 in Weimar, ab 1920 in Berlin und war höchstens ein- bis zweimal im Monat kurz in Frankfurt. Damit lebte sie ein damals neuartiges Rollenmodell: Die Frau machte politische Karriere, und der Ehemann musste neben seiner Berufstätigkeit bei der sozialdemokratischen „Volksstimme“ den Haushalt, den Garten und die Erziehung der herangewachsenen Söhne übernehmen. Die Eheleute wechselten von 1919 bis 1925 circa 300 Briefe und Postkarten, die einen detailreichen Einblick in die Lebensbedingungen und die politische Situation der ersten Jahre der Weimarer Republik erlauben.

Politisch stand Johanna Tesch auf der Linie der Mehrheitssozialdemokratie, die sich vor allem nach links gegen USPD und KPD abgrenzte und auf die Zusammenarbeit mit den Parteien der Mitte (DDP und Zentrum) setzte. Sie kandidierte 1928 und 1930 erneut für den Reichstag, errang aber, da auf hintere Listenplätze gesetzt, kein Mandat mehr. Bis 1933 war sie Vorstandsmitglied der SPD in Frankfurt. Über politische Aktivitäten Johanna Teschs nach 1933 ist wenig bekannt.

Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 wurde Johanna Tesch als ehemalige Reichstagsabgeordnete der SPD im Rahmen der „Aktion Gitter“ am 22. August 1944 festgenommen, im Untersuchungsgefängnis Klapperfeld in Frankfurt inhaftiert und im Gestapo-Hauptquartier in der Lindenstraße verhört. Von Frankfurt wurde sie am 18. September 1944 in das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück eingewiesen und starb dort im März 1945 an Hunger und Entkräftung.



Johanna und Richard Tesch am Fenster ihrer Wohnung im Riederwald, 1932

Richard Tesch setzte sich mehrfach für eine Freilassung seiner Frau ein, schrieb dafür auch an die „Kanzlei des Führers“, ohne Erfolg. Der Abschiedsbrief, den Johanna Tesch kurz vor ihrem Tod schrieb, erreichte Richard Tesch auf Umwegen im August 1945. Er trug den Brief stets bei sich in seiner Brieftasche, bis diese ihm in den 1950er Jahren gestohlen wurde. Aufrufe in den Frankfurter Zeitungen, den Brief zurückzugeben, wurden nicht erhört.

Der Stolperstein wurde initiiert von Anette Günther, Schulleiterin der Johanna-Tesch-Schule in Frankfurt-Bockenheim, und finanziert von Sonja Tesch (Hamburg), der Enkelin von Johanna Tesch.

Bornheim
Mainkurstraße 29

2.000. Stolperstein in Frankfurt am Main

Lorenz Weisbrod

Geburtsdatum: 15.5.1892

Nach verbüßter Gefängnisstrafe

"Vorbeugungshaft" 1942 KZ Flossenbürg "Grüner Winkel"

Todesdatum: 12.5.1942, Tötungsanstalt Bernburg

Lorenz Weisbrod wurde als zweites von sechs Kindern in Eitelborn im Westerwald geboren. Seine Eltern waren der Bergmann Wilhelm (1862-1930) und Katharina geb. Labonte (1862-1941). Lorenz Weisbrod wurde katholisch getauft. Nach der Volksschule begann sein Arbeitsleben in der Grube Bergmannstrost bei Bad Ems. 1912 meldete er sich freiwillig zum Militärdienst. Seine Einheit, mit der er auch am Ersten Weltkrieg teilnahm, lag in Frankfurt am Main. Als Stoßtruppführer überlebte er den Krieg trotz Teilnahme an den gefährlichsten Schlachten und am jahrelangen Stellungskrieg. Er wurde mehrfach verwundet, wurde gefangen genommen und versuchte zwei Mal zu fliehen. Zuletzt war er Vizefeldwebel, Inhaber der Eisernen Kreuze Erster und Zweiter Klasse, aber körperlich und seelisch schwer traumatisiert. Nach dem Krieg konnte er wegen seiner Verletzungen nicht mehr im Bergbau arbeiten. Eine Anstellung im Postamt von Bad Ems verlor er nach wenigen Monaten.



Unteroffizier Lorenz Weisbrod während des Ersten Weltkrieges

Am 19. Mai 1923 heiratete er Pauline Marx (geboren 1897). Auch sie stammte aus dem Westerwald. Auf der Suche nach Arbeit zogen die Eheleute nach Frankfurt. Lorenz Weisbrod fand eine Stelle in der Buchhaltung des Bankhauses J. Dreyfus & Co., einem der erfolgreichsten Geldinstitute im Deutschen Reich. Trotzdem wurde er am 30. September 1924 entlassen. In der Folgezeit war er längere Zeit arbeitslos oder vorübergehend bei der Stadt beschäftigt, nie länger als drei Monate. Auch der Versuch, seinen Lebensunterhalt als selbstständiger Buchhändler zu verdienen, scheiterte.

Am 13. Dezember 1928 bekam das Ehepaar eine Tochter. In der Folgezeit betätigte sich Lorenz Weisbrod als Vertreter. Er begann, Vermögensdelikte wie Betrug, Urkundenfälschung und Unterschlagung zu verüben. Es handelte sich durchweg um die „üblichen Straftaten des kleinen Provisionsvertreters“, wie das Landgericht Frankfurt urteilte. Die strafrechtliche Verfolgung führte zu Geld- oder Haftstrafen. 1935 erlitt er nach einem Streit mit seiner Frau einen "Nervenzusammenbruch". Er wurde in die Nervenklinik in Frankfurt eingewiesen und später in

Heil- und Pflegeanstalten in Weilmünster und Herborn behandelt. Erst nach zwei Jahren wurde er wieder entlassen. Nach wie vor konnte er keine Anstellung finden und wurde wieder straffällig. Am 2. Juni 1939 kam er erneut in Untersuchungshaft. Ein Tag später verfügte die Frankfurter Polizeibehörde, dass er „nach etwaiger gerichtlicher Freilassung [...] wieder in den Gewahrsam der Polizeibehörde zu bringen sei [...] und zwar als Berufsverbrecher“. Das geschah noch vor seiner Gerichtsverhandlung.

Lorenz Weisbrod blieb bis zum 26. September 1940 in Untersuchungshaft. Anschließend wurde er vom Landgericht wegen „Betrugs im Rückfall“ zu zwei Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt. Im Gegensatz zur Polizeibehörde sah das Gericht keine Voraussetzungen zur „Kennzeichnung als Gewohnheitsverbrecher“ (§ 20a RStGB) oder zur „Sicherungsverwahrung“ nach Haftentlassung (§42e RStGB). Er verbüßte seine komplette restliche Haftstrafe in Diez und Darmstadt. Verzweifelt stellte er mehrere Gesuche, wieder in den Militärdienst zu kommen. Alle wurden abgelehnt. Er bat um die Beschaffung von Lehrmitteln auf eigene Kosten. Er habe die Absicht, Plakat- und Reklamemaler zu werden. Außerdem versuchte er, sich vom Gefängnis aus um einen Arbeitsplatz zu bewerben, um direkt nach der Haft eine Stelle antreten zu können.

Am 10. Dezember 1942 teilte die Gefängnisverwaltung der Frankfurter Kriminalpolizei mit: „Weisbrod hat in der Anstaltsdruckerei recht fleißig gearbeitet und war willig und strebsam. Die Führung war einwandfrei und nicht zu beanstanden. Ich glaube, annehmen zu dürfen, dass der Strafvollzug nicht ohne nachhaltige Wirkung auf Weisbrod gewesen ist und er sich künftig so führen wird, dass er mit den Strafgesetzen nicht mehr in Widerspruch gerät“. Die Kriminalpolizei ignoriert diese Darstellung, ebenso die Stellungnahme des Landgerichts vom September 1940. Die Gefängnisverwaltung wurde am 28. November 1941 angewiesen, dass Lorenz Weisbrod „mit dem nächsten Schub in das Polizeigefängnis Ffm. verbracht werde“.

Wenig später wurde mitgeteilt: „W. wurde weisungsgemäß nach dem Konzentrationslager Flossenbürg verbracht, wo er sich seit dem 12.1.42 befindet. Die Unterbringung ist unbefristet, über eine Entlassung entscheidet das Reichskriminalpolizeiamt.“

Wenig später wurde mitgeteilt: „W. wurde weisungsgemäß nach dem Konzentrationslager Flossenbürg verbracht, wo er sich seit dem 12.1.42 befindet. Die Unterbringung ist unbefristet, über eine Entlassung entscheidet das Reichskriminalpolizeiamt.“

im Konzentrationslager Flossenbürg richtete sich der Terror auch gegen gesellschaftliche Außenseiter. Als „Berufsverbrecher“ stigmatisierte Häftlinge wie Lorenz Weisbrod wurden mit einem grünen Winkel gekennzeichnet. Im März 1942 wurde eine Selektion unter den Gefangenen durchgeführt („Aktion 14f13“), um arbeitsunfähige Häftlinge umzubringen. Am 12. Mai 1942 wurden 208 selektierte Häftlinge zur Tötungsanstalt Bernburg verlegt. Lorenz Weisbrod war unter ihnen. Ein Sonderzug brachte die Häftlinge nach Köthen bei Magdeburg. Von dort ging die Fahrt per Omnibus nach Bernburg, bewacht von Beamten der Schutzpolizei. Gleich nach der Ankunft wurden die Häftlinge entkleidet und in die als Duschräume getarnten Gaskammern geführt. Die Ermordung erfolgte qualvoll mit Kohlenmonoxid. Die Leichen wurden in Krematorien vor Ort verbrannt. Kleider, Prothesen und Brillen wurden an das jeweilige Konzentrationslager zurückgesandt. Dort wurde der Tod vom örtlichen Standesamt so



Familie Weisbrod, um 1933

dokumentiert, als sei er im Lager eingetreten. Dabei wurden fiktive Todesursachen und -daten eingetragen. Eine Grabstätte für Lorenz Weisbrod gibt es nicht, denn seine Asche wurde an einem unbekanntem Platz verbracht.

Die von den Nationalsozialisten als "Asoziale" oder "Berufsverbrecher" stigmatisierten Menschen wurden von den Polizeibehörden unter Umgehung der Justiz in Konzentrationslagern interniert, gequält und häufig ermordet. Trotzdem wurde diesen Opfern in der Bundesrepublik lange die Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus verweigert. Überlebende waren auch nach Ende der NS-Zeit weiterhin sozial gebrandmarkt. Erst 2020 beschloss der Bundestag ihre Anerkennung als Opfer des nationalsozialistischen Unrechtssystems.

Der Stolperstein wurde initiiert und finanziert von Klaus Weisbrod, Großneffe von Lorenz Weisbrod.

Ostend Sandweg 76

Ferdinand Steigerwald
Geburtsdatum: 15.5.1908
Deportation: 1938 Buchenwald
Todesdatum: März 1939

Balbina Steigerwald, geb. Knebel
Geburtsdatum: 7.11.1907
Ausgegrenzt, drangsaliert

Ferdinand Steigerwald war der Sohn des am 23. April 1870 in Dörnigheim geborenen jüdischen Viehhofarbeiters Moritz Moses Steigerwald und seiner Frau Sophia, geborene Schuster, die am 22. April 1878 in Rülzheim geboren wurde.

Ferdinand Steigerwald besuchte in Frankfurt die Merianschule und während seiner Lehre in einem Betten- und Gardinengeschäft in der Kleinen Eschenheimer Straße die kaufmännische Berufsschule Sachsenhausen. Er arbeitete von 1927 bis 1930 als erster Verkäufer im Feinkostgeschäft Zehnter, von 1930 bis 1933 war er Reisender der Firma Rothweiler für Kolonialwaren en Gros und en Detail, Karlsruhe. Ab 1934 fand er aufgrund des zunehmenden Antisemitismus nur noch gelegentlich Arbeit. Vom Arbeitsamt bekam er eine kleine wöchentliche Unterstützung und gelegentlich Stundenarbeit, wie Schneeschaufeln.

Er heiratete am 15. April 1935 in Moos, Kreis Bühl, die katholische Balbina Knebel aus Weitenung/Bühl. Zu dieser Zeit war Ferdinand schon arbeitslos. Balbina und Ferdinand Steigerwald bekamen zwei Kinder: Manfred (geboren 20. Juni 1936) und Helga (geboren 25. August 1938), die Familie wohnte in Frankfurt in der 4. Etage im Sandweg 76.

Ferdinand wurde beim November-Pogrom am 11. November 1938 aus seiner Wohnung abgeholt und am 12. November 1938 ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt (Häftlingsnummer 24933/4790), wo er im März 1939 im Alter von 30 Jahren ums Leben kam. Seine Habseligkeiten wurden schon am 5. März 1939 an seine Frau zurückgeschickt. Als Todesdatum wurde offiziell der 30. März 1939 angegeben. Als Todesursache wurde in den Häftlingsunterlagen ‚Darmverschluss durch Darmlähmung nach Blinddarmperforation‘ angegeben.

Laut dem Internationaler Suchdienst des Roten Kreuzes von 1958 wurde als Grund für die Inhaftierung „Aktions-Jude“ angegeben. „Auf der Häftlingspersonalakte ist vermerkt: ‚Schutzhaft

angeordnet: am: 11.11.38 durch Ffm., Grund: ‚Judenaktion vom 10.11.38‘. - Die Sterbeurkunde für Obengenannten kann beim Standesamt Weimar unter Nr. 403/1939 angefordert werden.“

Laut Adressbuch lebte die Witwe Balbina Steigerwald ab 1940 als Arbeiterin in der 4. Etage der Berger Straße 75; ab 1944 dann im badischen Weitenung bei Bühl. Nach dem Krieg versuchte Balbina Steigerwald mit ihren Kindern in die USA und nach Kanada auszuwandern, ihre Anträge wurden jedoch von den französischen Besatzungsbehörden abgelehnt. Sie erlitt in den 50er einen schweren Unfall und war seitdem gelähmt. Ihre Schwägerin Lilli Wächter zog daraufhin in ihre Nähe. Balbina Steigerwald starb am 17. März 1993 in Baden Baden-Steinbach.

Ferdinands Eltern Moritz Moses und Sophia Steigerwald wurden am 1. September 1942 in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurden, wo Moritz Steigerwald am 19. Februar 1944 starb. Sophia wurde am 15. Mai 1944 in das Vernichtungs- und Konzentrationslager Auschwitz deportiert und dort wahrscheinlich sofort ermordet.

An Sophia und Moritz Moses Steigerwald erinnern Stolpersteine in der Habsburger Allee 30.

Die Stolpersteine wurden von Oliver Timm (Garching) initiiert und von Lisa Hick und Angelika Stock finanziert.

Ostend

Habsburger Allee 30

Sophia Steigerwald, geb. Schuster
Geburtsdatum: 22.4.1878
Deportation: 1.9.1942: Theresienstadt,
15.5.1944 Auschwitz
Todesdatum: 15.5.1944

Moritz Moses Steigerwald
Geburtsdatum: 23.4.1870
Deportation: 1.9.1942: Theresienstadt
Todesdatum: 19.2.1944

Sophia Schuster wurde in Rülzheim nahe Gernersheim als Tochter des Handelsmanns Marx Schuster und Mina Levy aus Albersweiler geboren. Sie hatte sieben Geschwister: Jakob (geboren 1851), Samuel (geboren 1852), deren Mutter Sara geborene Wolff (geboren 1822) am 30. März 1869 in Rülzheim starb.

Danach heiratete der Vater am 10. März 1870 Mina Levy, geboren am 30. November 1840 in Albersweiler. Mit ihr hatte Marx Schuster weitere Kinder: Johanna (geboren 1870, später verheiratet mit Hubert Mark, Zirkusartist), Julia (geboren 1873, später verheiratet mit David Meyer), Theodor (geboren 1875, später verheiratet mit Betty Wormser), Sophia (geboren 1878, später verheiratet mit Moritz Moses Steigerwald), Hermann (geboren 1880, später verheiratet mit Lorchen Wormser, geschieden) und Leo (geboren 1883, später verheiratet mit Emma Weinberg, emigrierte mit seinen zwei Kindern 1938 in die USA).

Sophia Schuster wurde Büglerin und arbeitete in Karlsruhe. Sie hatte eine Tochter, Lilly, geboren am 26. Juni 1899 in Karlsruhe.

Moritz Moses Steigerwald war der älteste Sohn von Feist Steigerwald, geboren 1841 in Dörnigheim und Hannchen, geborene Schwarzschild, die 1846 in Rükkingen/Erlensee geboren wurde und die 1869 heirateten. Sie hatten zusammen vier Kinder: Moritz Moses (geboren 1870), Malchen (geboren 1872), Heinrich (geboren 1873) und Karoline (geboren 1875). Die Familie

gehörte zur armen Bevölkerung von Dörnigheim. Nach dem Tod seiner Frau Hannchen heiratete Feist Steigerwald 1877 Malchen Schwarzschild aus Rückingen. Sie bekamen 1878 eine Tochter Sara Selma. Diese heiratete den Maier Kösterich aus Romsthal und lebte in Niederrodenbach. Sie wurde 1942 nach Theresienstadt verschleppt. Sie überlebte das Lager und wanderte 69-jährig im Juni 1947 über Bremen nach Chicago, USA aus.

Moritz Moses Steigerwald arbeitete rund 50 Jahre lang als städtischer Arbeiter beim Schlacht- und Viehhof in Frankfurt (als ‚Ausläufer und Hilfsarbeiter‘). Er heiratete am 1. August 1907 Sophia Schuster, die bereits eine achtjährige Tochter hatte. Ihr gemeinsamer Sohn Ferdinand Feist Steigerwald wurde am 15. Mai 1908 in Frankfurt geboren.

Laut den Frankfurter Adressbüchern ist die Familie Steigerwald häufig umgezogen: ab 1910 ist sie in der Brückhofstraße 6 III verzeichnet, 1911 im Hinterhaus der Merianstraße 23, 1912 in der Wittelsbacher Allee 76 II, 1913 bis 1915 in der Linnéstraße 27 II, 1916/17 im Hinterhaus der Würzburger Straße 3, 1918 bis 1922 in der Heidestraße 11 II und ab 1923 dann in der Habsburger Allee 30. Ab 1937 wird Moritz Steigerwald im Adressbuch als Rentner geführt. Als Folge der antisemitischen Verfolgung mussten Moritz und Sophia Steigerwald 1939 aus ihre Wohnung ausziehen: laut Adressbuch wohnten sie von 1940 bis 1941 in der Heidestraße 32 I.

Schließlich mussten sie in die Hebelstraße 23 umziehen, von wo die 64-jährige Sophia und der 72-jährige Moritz Steigerwald bei der achten großen Deportation aus Frankfurt am 1. September 1942 in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurden. Dort starb Moritz Steigerwald am 19. Februar 1944. Sophia schrieb in einer Karte an ihre Tochter Lilli Wachter: „Unser lieber guter Vater ist am 21. nach längerem Leiden verschieden“. Das letzte Lebenszeichen von Sophia Steigerwald an ihre Tochter datiert vom 18. April 1944. Sie wurde am 15. Mai 1944 in das Vernichtungs- und Konzentrationslager Auschwitz deportiert und dort wahrscheinlich sofort nach ihrer Ankunft ermordet.

Sophias Tochter Lilly Schuster absolvierte in Berlin die Handelsschule und arbeitete als Kontoristin. Sie heiratete 1923 Gustav Adolf Wächter. Zur Zwangsarbeit verpflichtet gelang es ihr, bei der Verlegung ihres Arbeitsplatzes auf das Land 1944/1945 unterzutauchen. Sie lebte später in Ludwigsburg und engagierte sich in der SPD, in der Arbeiterwohlfahrt und im Demokratischen Frauenbund Deutschland. Sie starb 1989 in Bühl.

Der Sohn Ferdinand Feist Steigerwald wurde Verkäufer und heiratete 1935 die nicht-jüdische Albina Knebel; sie hatten zwei Kinder. Beim November-Pogrom 1938 wurde er aus seiner Wohnung geholt und nach Buchenwald deportiert, wo er im März 1939 ermordet wurde. An ihn und seine Frau erinnern Stolpersteine im Sandweg 76.

Die Stolpersteine wurden von Oliver Timm (Garching) initiiert und von Uli Nissen und Kirsten Knaak finanziert.

Ostend
Habsburgerallee 17

Joachim Beilacher

Geburtsdatum: 18.4.1896
Flucht: 18.12.1936 Argentinien

Joachim Walter Beilacher

Geburtsdatum: 10.11.1922
Flucht: 18.12.1936 Argentinien

Ida Beilacher,

geb. Baumann, verw. Wallenfels
Geburtsdatum: 27.7.1896
Flucht: 18.12.1936 Argentinien

Joachim Beilacher wurde in Hofstetten/Kreis Landsberg geboren, er hatte mindestens sechs ältere Geschwister. Nach der Schule machte er eine Lehre als Schmied. Bis August 1918 nahm er am Ersten Weltkrieg teil. Direkt danach zog er nach Frankfurt und heiratete am 10. September 1918 die Köchin Emma Strauch aus Harpen (Bochum); sie war evangelisch, Joachim katholisch. Emma starb am 14. Dezember 1920 im Alter von 26 Jahren, weniger als ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes Helmut Wilhelm.

Von März 1919 an arbeitete Joachim Beilacher bei der Reichsbahn in verschiedenen Betrieben in Frankfurt als Schmied, Hilfswagenaufseher und Schlosser. Am 21. Februar 1922 heiratete er die ebenfalls verwitwete evangelische Ida Berta Baumann verwitwete Wallenfels aus Wenzendorf/Liebenwerda. Am 10. November 1922 wurde der gemeinsame Sohn Joachim Walter geboren.

Um 1925 wurden beide Bibelforscher (seit 1931 Jehovas Zeugen). Bis zu deren Verbot im April 1933 waren beide missionarisch aktiv. Ein Foto aus dem Jahr 1932 zeigt sie mit anderen Glaubensangehörigen aus Frankfurt auf einer Missionsfahrt. Nach dem Verbot betätigte sich auch das Ehepaar Beilacher im Untergrund und besuchte Gottesdienste in kleinen Gruppen in Wohnungen oder Gartenhütten.

Im Mai oder Juni 1936 entließ die Reichsbahn Joachim Beilacher fristlos, weil er Bibelforscher war. Er wurde am 30. Oktober 1936 zur Vernehmung bei der Gestapo vorgeladen. Dabei gab er an, nach dem Verbot habe er „jede Betätigung nach aussen hin aufgegeben“, innerhalb seiner Familie aber weiter über seinen Glauben gesprochen. Er erhalte per Post Bibelforscher-Literatur aus der Schweiz, die er auch lese. Treffen mit anderen Zeugen Jehovas seien zufällig gewesen. Joachim gab dabei nichts zu Protokoll, was die anderen Glaubensangehörigen verraten hätte.

Trotz der Risiken unterstützten sich die Familien gegenseitig. Er half Familie Steinbach bei der Kartoffelernte, da deren Vater verhaftet war. Geschäftlich hatte Joachim mit Arthur Tschochner zu tun, da dieser ihm sein Umzugsgut transportieren sollte. Die Familie Beilacher hatte nämlich bis 30. Mai 1936 in der Scheidswaldstraße 53 gewohnt, zog aber nach der fristlosen Entlassung in die Habsburgerallee 17 um.

Vorgewarnt durch die fristlose Entlassung und das Gestapo-Verhör, plante die Familie ihre Flucht aus Deutschland. Am 18. Dezember 1936 verließen Joachim und Ida mit ihrem Sohn Joachim Walter, der gerade erst aus der Schule gekommen war, Deutschland in Richtung Argentinien. Helmut, Joachims Sohn aus der ersten Ehe, verblieb in Frankfurt. Er lebte ab dem 16. Dezember 1936 bei Onkel und Tante Josef und Marie Beilacher in der Alte Gasse 55.

Die Familie Beilacher konnte gerade noch rechtzeitig entkommen: Ihr Schiff, die „General Artigas“, war auf See, als die Gestapo Joachim verhaften wollte. Sie trafen am 13. Januar 1937 in Argentinien ein. Für die Reise bezahlten sie etwa 360 Reichsmark pro Person, das Geld hatten sie sich geliehen.

Ein Bruder von Joachim lebte bereits in Argentinien, dort hatten sie eine Anlaufstelle. Joachim fand schon am 27. Januar Arbeit als Dreher bei der Firma Thyssen in Buenos Aires. Nach 20 Jahren schied er zum 31. Januar 1957 aus gesundheitlichen Gründen aus.

1951 kam Joachim für drei Monate nach Deutschland. In dieser Zeit stellte er seinen ersten Antrag auf Entschädigung als NS-Verfolgter. In Argentinien zog er sich eine Tropenkrankheit zu. Er gab an, dass er diese Erkrankung nicht bekommen hätte, wenn er in Deutschland hätte bleiben können. 1961 bescheinigte ihm ein Arzt, dass er an Amöbenruhr mit Leberschädigung litt.

Auf Empfehlung seines Arztes in Argentinien hielt sich Joachim ab Juli 1961 viele Monate in Deutschland auf. Durch den Klimawechsel erhoffte er sich Heilung. Nach einem weiteren Antrag wurden ihm die Reisekosten für die Flucht als Vermögensschaden anerkannt.

Etwa zehn Jahre nach der Emigration erfuhr die Familie, dass der in Deutschland verbliebene Sohn Helmut im Krieg umgekommen war.

Nach dem Verbot der Zeugen Jehovas in Argentinien besuchte im Februar 1977 der Frankfurter Johannes Schindler einige Freunde in Südamerika. Sein Kontakt in Argentinien war Joachim Beilacher.

Joachim verstarb am 17. April 1984, Ida am 24. Februar 1986 und Joachim Walter schließlich im Jahr 2003. Heute leben in Argentinien ein Enkel, vier Urenkel sowie ein Ururenkel von Ida und Joachim.

Die Stolpersteine wurden initiiert von Erika und Günter Krämer und finanziert von Wolfgang Holl, Elke und Wolfgang Steinwachs sowie Melanie Brelöhr und ihrer und einer befreundeten Familie.



Ida und Joachim Beilacher mit dem Sohn Joachim Walter (Mitte) in Argentinien, um 1983.

Westend

Feuerbachstraße 11

Eduard Rothschild

Geburtsdatum: 19.1.1885
Flucht: Oktober 1938 USA

Hans Eduard Rothschild

Geburtsdatum: 4.3.1932
Flucht: Oktober 1938 USA

Luise Rothschild, geb. Oppenheim

Geburtsdatum: 26.7.1897
Flucht: Oktober 1938 USA

Eduard Rothschild stammte aus Frankfurt, war aber wohl nicht mit den Vertretern des berühmten Bankhauses gleichen Namens verwandt. Er war der Sohn von Eugen Rothschild und seiner Frau Pauline. Bereits zu Beginn seines Berufslebens im Bankgewerbe sammelte er erste Auslandserfahrung an der Lyoner Börse. 1912 wechselte er von der Frankfurter Filiale der Dresdner Bank zur Brüsseler Filiale der Deutschen Bank.

Während des gesamten Ersten Weltkriegs war Rothschild zum Militärdienst eingezogen. Da die Deutsche Bank mit dem Kriegsende ihre Filiale in Brüssel schließen musste, kehrte Eduard Rothschild in seine Heimatstadt zurück und wurde 1918 von der Frankfurter Filiale der Deutschen Bank in die Devisen- und Börsenabteilung übernommen.

Am 4. Oktober 1917 heiratete er die ebenfalls in Frankfurt geborene Luise Amalie Oppenheim. 1923 wurde Eduard Rothschild zum Filialdirektor befördert. Seit 1925 wohnte das Paar im Westend in der Lindenstraße 33. Der gemeinsame Sohn Hans Eduard kam 1932 zur Welt.

Der Name "Rothschild" wirkte sich - zumal als Bankier - nach 1933 besonders belastend aus. Trotzdem konnte er sich noch verhältnismäßig lange als Filialdirektor der Deutschen Bank halten, auch wenn er in der Außenkommunikation praktisch nicht mehr präsent sein durfte.



*Eduard Rothschild als Direktor
der Filiale Frankfurt 1923*

Im Juli 1937 zog die Familie in die erste Etage des Hauses Feuerbachstraße 11 um. Ein halbes Jahr später, zum 31. Dezember 1937, erfolgte dann schließlich die zwangsweise Pensionierung. Spätestens jetzt bereitete die Familie ihre Flucht in die USA vor. Via Rotterdam kamen die Rothschilds am 15. Oktober 1938 in New York an.

Im September 1941 beschlagnahmte die Geheime Staatspolizei die noch vorhandenen Vermögenswerte Eduard Rothschilds, darunter auch ein Sonderkonto, auf das die Pensionszahlungen der Deutschen Bank an ihn überwiesen wurden. Gleichzeitig stellte die Deutsche Bank die Pensionszahlungen an Eduard Rothschild ein, die erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder aufgenommen wurden.

Eduard Rothschild, der sich in den USA Edward J. Rothschild nannte, wohnte 1942 in Balto, Maryland. Er starb am 26. November 1950 in New York. Sterbeort und -datum von Luise (Louise O.) Rothschild sind nicht bekannt. Für Hans Eduard, der sich in den USA John E. Rothschild nannte, fand sich im Jahr 2000 noch eine Adresse in New York. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Die Stolpersteine wurden initiiert und finanziert von der Deutschen Bank.

Innenstadt

Neue Mainzer Straße 76

Emanuel Rothschild

Geburtsdatum: 21.6.1895

Haft: 14.11.1938-18.2.1939 KZ Dachau

Im Versteck überlebt

Elisabeth Rothschild, geb. Groh

Geburtsdatum: 1.5.1902

In "Mischehe" ausgegrenzt, drangsaliert

Erzwungene Geschäftsaufgabe 1939

Emanuel Rothschild kam in Hörstein (Gemeinde Alzenau) als jüngstes Kind von David Rothschild II und Rosina, geb. Meyer in einer jüdischen Familie zur Welt. Er hatte noch zwei Geschwister, Sally Rothschild und Bertha Schubach, geborene Rothschild, die beide 1942 deportiert und im Ghetto Krasniczyn (bei Lublin) ermordet wurden. Drei Nichten und ein Neffe konnten nach Palästina auswandern und dadurch den Holocaust überleben.

Nach seinem Realschulabschluss in Aschaffenburg begann Emanuel 1911 eine kaufmännische Lehre bei der Textilgroßhandlung Rosenthal & Co. in Frankfurt. Ab 1914 arbeitete er als kaufmännischer Angestellter bei der Firma L. Bauer, bevor er 1919 in der Kaiserstraße 11 ein eigenes Textilgroßhandelsgeschäft eröffnete, das er 1926 in die Elbestraße 29 verlegte. Dort begann das Geschäft zu florieren, und er beschäftigte bald bis zu 14 Angestellte und Arbeiter.

In dieser Zeit wurde der fußballbegeisterte Rothschild Mitglied bei der Eintracht Frankfurt. Laut Aussagen aus dem Familienkreis soll er nicht nur ein eifriger Besucher des Stadions, sondern auch ein großzügiger Mäzen gewesen sein.

Am 5. September 1932 heiratete er in Frankfurt die protestantische, in Mannheim-Neckarau geborene Elisabeth Fanny Groh. Sie war die älteste Tochter von Johann und Elise Groh, geborene Petzold und hatte noch eine Schwester, Frieda und einen Bruder, Helmut, der als Soldat im Zweiten Weltkrieg starb. Elisabeth trat öffentlich als Konzertsängerin auf. Außerdem betrieb sie ein Etagengeschäft für Silberwaren und Essbestecke, das sie auch nach ihrer Heirat fortführte.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten begann sich sowohl das private als auch das wirtschaftliche Leben der Rothschilds drastisch zu ändern. Die antisemitischen Boykottaufrufe bewirkten ab 1934 einen solchen Geschäftsrückgang, dass Emanuel Rothschild sämtliche Angestellte entlassen musste und sein Geschäft nur noch von seinen Privaträumen in der Neuen Mainzer Straße 76 aus betreiben konnte.

Auch Elisabeth sah sich wirtschaftlichen Repressalien ausgesetzt. Durch ihre Ehe mit einem jüdischen Mann war es ihr verboten, ihr Unternehmen als „deutsches Geschäft“ auszuweisen – viele ihrer Kunden blieben nun fern. Auch als Konzertsängerin konnte sie fortan nicht mehr öffentlich auftreten.

Das endgültige wirtschaftliche Aus kam für Emanuel dann am 9. November 1938, als ihm der Gewerbeschein entzogen wurde. Infolge der Reichspogromnacht wurde er verhaftet und am 12. November in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Als Häftling mit der Nummer 24278 war er bis zu seiner Entlassung am 18. Februar 1939 unvorstellbaren Demütigungen und Drangsulierungen ausgesetzt.

Da Emanuel mit seiner nicht-jüdischen Ehefrau in einer sogenannten Mischehe lebte, galt sein Leben einige Zeit lang als relativ geschützt, was ihn und seine Ehefrau jedoch nicht vor Entwürdigungen und Schmähungen bewahren konnte. Ab September 1941 war er gezwungen,

den sogenannten Judenstern zu tragen, ab 1942 musste er auf Anordnung des Frankfurter Gestapobeauftragten Ernst Holland unentgeltlich bei der Reichvereinigung der Juden in Frankfurt arbeiten. Elisabeth wurde fast wöchentlich von der Gestapo vorgeladen und massiv bedrängt, sich endlich von ihrem jüdischen Mann scheiden zu lassen. Sie weigerte sich bis zum Schluss konsequent.

Spätestens ab 1943 finden sich die Namenseintragungen des Ehepaars Rothschild nicht mehr unter ihrer gemeinsamen Wohnadresse Neue Mainzer Straße 76. Zu diesem Zeitpunkt müssen die beiden bereits in der Hebelstraße 23 gewohnt haben, einem der sogenannten „Judenhäuser“, die noch jüdischen Eigentümern gehörten und in denen antisemitisch Verfolgte gezwungen wurden, vor ihrer Deportation zu wohnen.

Als Anfang 1945 auch Juden aus sogenannten Mischehen deportiert wurden, blieb Emanuel Rothschild keine andere Wahl als unterzutauchen. Er gehörte zu den ganz wenigen Juden, die den Krieg in und um Frankfurt versteckt überlebten.



Elisabeth und Emanuel Rothschild (Mitte) nach dem Krieg in Mannheim; rechts Elisabeths Schwester Frieda, links Großnichte Sabine Harant-Kasumov

Oktober 1945 wurde ein „provisorischer Vorstand“ gebildet. Emanuel Rothschild wurde zum Spielausschussvorsitzenden bestimmt. Mit seiner Unterschrift beantragte die Eintracht die Genehmigung zur Neugründung; der Antrag wurde von der Militärregierung genehmigt. Bis 1946 arbeitete Rothschild als Spielausschuss-Vorsitzender, dann wurde er dritter Vorsitzender des Vereins.

1947 schied Emanuel Rothschild aus dem Vorstand aus. Zum 75. Vereinsgeburtstag wurde Emanuel Rothschild zum Ehrenmitglied ernannt. Damals war er bereits schwer krank. Am 25. August 1975 verstarb er im Alter von 80 Jahren. Er wurde auf dem Waldfriedhof in Bad Homburg (seit Mitte der 1960er Jahre der Wohnort des Ehepaars) beigesetzt. Seine Ehefrau Elisabeth überlebte ihn um elf Jahre. Sie erlag am 21. Mai 1986 einem Herzanfall.

Die Stolpersteine wurden initiiert von Eintracht Frankfurt und Sabine Harant-Kasumov, Großnichte von Emanuel und Elisabeth Rothschild, und finanziert von Eintracht Frankfurt.

Nach Kriegsende versuchte das Ehepaar, beruflich und sozial wieder Fuß zu fassen. Emanuel wurde vom Arbeitsamt Frankfurt eingestellt, wo er bis 1952 die Abteilung für politisch und rassistisch Verfolgte leitete. In der Schumannstraße 67 konnte das Ehepaar eine neue Bleibe finden. Elisabeth schaffte es, ihre musikalische Karriere wiederzubeleben und trat unter anderem bei Unterhaltungssendungen des Hessischen Rundfunks und bei einer Veranstaltung der Eintracht Frankfurt zusammen mit Künstlern der Frankfurter Oper auf.

Eintracht Frankfurt spielte schon sehr bald nach Kriegsende wieder eine große Rolle im Hause der Rothschilds. Emanuel Rothschild gehörte zu den „Neugründern“ des Vereins. Am 23.

Westend
Reuterweg 94

Nathan Fuchs

Geburtsdatum: 8.3.1878
Deportation: 1942 Theresienstadt
Todesdatum: unbekannt

Klare Fuchs

Geburtsdatum: 12.9.1908
Flucht: 1939 USA

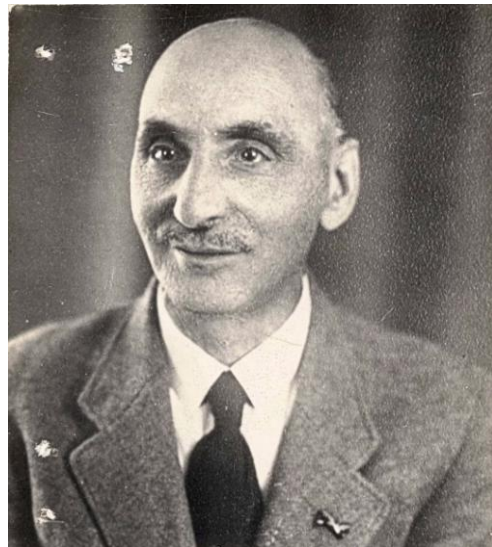
Leontine Fuchs,

geb. Frank
Geburtsdatum: 8.3.1880
Gestorben 13.1.1938

Ilse Fuchs

Geburtsdatum: 19.4.1920
Flucht: 1939 USA

Nathan Fuchs wurde in der Fischerfeldstraße 12 in Frankfurt als Sohn des Kaufmanns Jacob Fuchs und seiner Frau Johannette Fuchs, geborene Landau; geboren. Er besuchte das Philanthropin und machte anschließend eine kaufmännische Ausbildung. Bis 1928 war er als Reisevertreter für die Firma ‚Ferdinand Freudenstein. Tuche en gros‘ engagiert, dann bis etwa 1936 - bis zum verfolgungsbedingten Umsatzrückgang aufgrund der antisemitischen Boykotte - für ‚Sommer & Co. Futterstoffe en gros‘. Von Anfang 1937 bis Februar 1939 hatte Nathan Fuchs eine gewerbsteuerliche Anmeldung als selbstständiger Handelsvertreter für Tuche und Futterstoffe.



Nathan Fuchs. (Yad Vashem Database)

Nathan Fuchs heiratete am 4. Dezember 1907 die katholische Anna Clara Molkentin aus Köln-Ehrenfeld. Sie war die Tochter des Schmieds Albert Molkentin und seiner Frau Clara, geborene Clemens. Damals wohnte das Paar in der Weserstraße 35. Am 12. September 1908 wurde in Neu-Isenburg die Tochter Klare geboren. Die Familie Fuchs zog 1911 von Neu-Isenburg nach Frankfurt in die 1. Etage der Barckhausstraße 7. Nachdem seine Frau Anna Clara gestorben war, heiratete Nathan Fuchs am 18. Juni 1919 Leontine Frank, geboren am 8. März 1888 in Neckar-bischofsheim. Sie war die Tochter des Handelsmanns Levi Frank und seiner Frau Florina geborene Heim, die mit ihrer Schwester Minna Frank in Frankfurt in der Schillerstraße 14 eine Damenschneiderei betrieb. Am 19. April 1920 wurde die Tochter Ilse geboren. Ab dem Adressbuch 1938 ist die Familie in einer Drei-Zimmer-Wohnung in der 2. Etage im Reuterweg 94 verzeichnet.

Tochter Ilse musste das Philanthropin bereits 1935 verlassen, weil die Familie das Schulgeld nicht mehr aufbringen konnte. Nach Auskunft der Familie arbeitete sie dann in einem Laden.

Am 13. Januar 1938 starb Leontine Fuchs 57-jährig im Jüdischen Krankenhaus in der Gagerstraße an einem Schlaganfall. Offenbar hat der Stress durch antisemitische Diskriminierungen zu ihrem frühen Tod beigetragen. Sie wurde am 16. Januar 1938 auf dem Neuen Jüdischen Friedhof beerdigt.

Die beiden Töchter entkamen am 3. Februar 1939 über Balcombe, Sussex, GB nach Liverpool. Dort arbeiteten sie, bis ihnen die Einreise ins US-amerikanische Exil genehmigt wurde. Am 1. Juni 1940 gelang ihnen ab Liverpool die Flucht mit der SS Samaria nach New York.

1939 musste Nathan Fuchs schließlich in die Ostendstraße 11 umziehen. Da er über keinerlei Einkommen mehr verfügte, war er zuletzt auf die Unterstützung der Jüdischen Gemeinde angewiesen, 1941 lag sein Freibetrag bei monatlich 100 RM, die er bar entgegennahm. Wegen fehlenden Vermögens war er von der Verpflichtung befreit, ein beschränkt verfügbares Sicherungskonto zu führen.

Nach Informationen der Tochter Ilse wurde Nathan Fuchs 1942 in das Durchgangs- und Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, wo er laut ‚Gedenkbuch‘ des Bundesarchivs im selben Jahr ermordet wurde; amtliche Unterlagen dazu fehlen. Der ‚Evakuierungsvermerk‘ vom 26. Mai 1942 für Nathan Fuchs in den Devisenakten deutet auf die Deportation in ein Vernichtungs- oder Konzentrationslager hin. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Sein Todesdatum wurde auf den 8. Mai 1945 festgesetzt.

Nach ihrer Ankunft in New York heiratete Ilse Fuchs am 15. Oktober 1941 in Chicago Wolf S. Stein. Die Familie wohnte ab 1947 in Utica und hatte zwei Söhne: Frank Stein lebt heute in Fairport, NY und Howard Stein in Silver Spring, MD. Es gibt vier Enkelkinder (Julie, Mark, Andrew und Leah Bradley) und vier Urenkel.

Ilse Stein war Mitglied des Temple Emanu-El und seiner Schwesternschaft, der Hadassah, des Jewish Community Center. Sie war 15 Jahre lang Senior License Clerk für das NYS Department of Motor Vehicles in Utica. Ihr Mann Wolf verstarb am 2. Juni 2000, kurz nachdem sie nach Maryland umgezogen waren. Ilse Stein starb hundertjährig am 26. April 2020.

Im November 1940 meldete sich Tochter Klare als Klare Fox in Chicago, Illinois, an. Dort heiratete sie am 19. September 1943 Herbert Heinemann aus Meiningen, geboren am 12. Februar 1902, der am 13. Juli 1941 via Barcelona nach New York geflohen war. Er starb am 27. November 1979, Klare starb im Dezember 1985 in New Hartford, Oneida, New York.

Die Stolpersteine wurden initiiert von Dagmar Baumüller und finanziert von ihr und Marie Luise Trocholepczy.

Nordend
Baumweg 35

Wilhelm "Willy" Sundheimer

Geburtsdatum: 13.10.1882
Flucht: September 1941 USA

Lore Sundheimer

Geburtsdatum: 22.3.1921 Frankfurt
Flucht: Juni 1938 USA

Elisabeth Sundheimer,

geb. Stein
Geburtsdatum: 14.7.1887
Flucht: September 1941 USA

Die Familie Sundheimer stammte aus Groß-Rohrheim (Kreis Bensheim). Dort wurde Willy Sundheimer als eines der sieben Kinder des Handelsmanns Josef Sundheimer (1848-1932) und dessen Ehefrau Rosa, geborene Simon (1852-1931), geboren. Schon Jahre vor dem Ersten Weltkrieg ließ Willy Sundheimer sich in Frankfurt nieder.

Am 4. Mai 1920 heiratete er Elisabeth Stein, die gebürtig aus Großkarlbach, unweit von Bad Dürkheim, stammte. Sie war eines der sechs Kinder des 1920 bereits verstorbenen Handelsmanns Wilhelm Stein und dessen Ehefrau Friederike (genannt Frieda), geborene Lurch, wohnhaft in Kirchheim an der Teck, und von Beruf Schneiderin. Elisabeths Bruder Fritz Stein, verheiratet mit Anna, geborene Gumbrecht, lebte ebenfalls in Frankfurt, wie auch die verwitwete Mutter Frieda und Willy Sundheimers Schwester Frieda, eine gelernte Köchin, die mit dem Bäcker Leopold Neumann verheiratet war.

Im März 1921 wurde Lore, einziges Kind von Willy und Elsa Sundheimer, geboren. Die Familie wohnte 1932 noch in der Pfingstweidstraße 12, danach bis zu ihrer Flucht im Baumweg 35 (3. Stock).

Bis 1930/31 arbeitete Willy Sundheimer für eine Frankfurter Getreidegroßhandlung. Als diese Konkurs anmelden musste, fand er Anstellung beim Finanzamt Frankfurt. Von 1931 bis 1935 arbeitete er für den „Gesamtverband der kath. Pfarrgemeinden“ beim Finanzamt Frankfurt-Außenbezirk (Vollstreckungsstelle). In sein Arbeitsgebiet fielen die Bearbeitung rückständiger Kirchensteuer und Jüdische Kultussteuer, zudem „einschlägige Steuern des Finanzamtes, wie Körperschaftssteuer, Gesellschaftssteuer, Umsatzsteuer, Lohnsteuer usw.“. Im Sommer 1935 entließ ihn der neue zuständige Personalleiter, denn „für Juden sei keine Arbeit da“ und „Juden gäbe er nichts“. Eine neue Anstellung fand er als Leiter des Steuerbüros der Jüdischen Gemeinde, eine Tätigkeit, die er bis Sommer 1941 ausübte.

Tochter Lore besuchte von 1927 bis 1937 das Philanthropin. Ihr Wunsch war es, Musik zu studieren. Als Jüdin hatte sie allerdings keine Möglichkeit, in Deutschland ein Konservatorium zu besuchen. Bis zu ihrer Abreise arbeitete sie als „Lehrmädchen“ bei dem jüdischen Rechtsanwalt Dr. Steffen Kann. Willy und Elisabeth Sundheimer schafften es, die Flucht für ihre Tochter zu organisieren. Sie floh im Juni 1938 über Cherbourg (Frankreich) mit der „SS Deutschland“ in die USA, wo sie Aufnahme bei einer Großtante in Opelousas (Louisiana) fand, aber sogleich als



*Willy und Elisabeth
Sundheimer. Hochzeitsfoto*

Packerin in einem Warenhaus arbeiten musste. 1939 bis 1943 konnte sie zeitweise an der Louisiana State University studieren.

Zwecks Finanzierung ihrer Flucht verkauften Willy und Elisabeth Sundheimer ihre gesamte Wohnungseinrichtung zu Schleuderpreisen, mussten dabei aber auch erleben, dass uniformierte Jugendliche in ihre Wohnung eindringen und Möbel sowie Wertgegenstände raubten.



*Elisabeth Sundheimer,
Passfoto 1941*



*Willy Sundheimer,
Passfoto 1941*



Lore Sundheimer, 1936

Trotz widrigster Begleitumstände gelang Willy und Elsa Sundheimer die Flucht: „Beide wurden am 5.8.1941 in einem verschlossenen Wagen von Frankfurt am Main nach Berlin transportiert. In Berlin wurde ihnen das mitgeführte Geld zur Bestreitung kleinerer Bedürfnisse, die mitgeführten Reisewäschestücke und schließlich die dem Antragsteller im 1. Weltkrieg verliehenen Ordensauszeichnungen abgenommen. Von Berlin aus ging der Weg per Eisenbahn über Paris bis zur spanischen Grenze, wo die Eheleute eine Nacht verblieben. Der weitere Reiseweg führte von Irun durch Spanien nach Lissabon, wo ein weiterer Aufenthalt von 2 Wochen bis zum Auslauf des portugiesischen Schiffes ‚Musino‘ erforderlich war. Die Reise von Frankfurt nach Lissabon erforderte einen Zeitraum von 6 Tagen. Da der Antragsteller und seine Ehefrau keine Geldmittel mehr hatten, erhielten sie jeder 10 Dollar aus einem Hilfsfond, die zur Anschaffung von je einem Paar Schuhe und eines Oberhemdes für den Antragsteller verwendet wurden“, so der spätere rechtsanwaltliche Bericht. Am 2. September 1941 erreichte das Ehepaar Sundheimer die USA. Zusammen mit ihrer Tochter ließen sie sich in New York nieder, zunächst in 314 West 89 Street, dann in 120 West 105 Street. Willy Sundheimer fand Anstellung in einer Handschuhfabrik als „glove selector“.

In New York lernte Lore den aus Wien stammenden Flüchtling Hans (John) Engel kennen, den sie 1943 heiratete. Sohn Michael wurde 1944 geboren, der zweite Sohn 1946.

Ihre Anträge auf Entschädigung ließ Familie Sundheimer durch Rechtsanwalt Dr. Walter Zweig (Neue Mainzerstr. 60), der bis 1946 als Flüchtling in Kenia gelebt hatte, vertreten. Im Sommer 1951 reiste Willy Sundheimer nach Frankfurt, um dort zusammen mit Walter Zweig seine „Wiedergutmachungsansprüche“ effektiver durchzusetzen. Dies realisierte sich nicht. Erst 1955 erhielt er nach langwierigen Verhandlungen eine geringfügige Entschädigung, Elisabeth



Lore Sundheimer Engel, 1979

Sundheimer sogar erst im Oktober 1971.

Willy Sundheimer starb am 5. Oktober 1966 in New York. Die verwitwete Elisabeth Sundheimer zog zu ihrer Tochter in die Johnson Avenue, New York. Sie starb im Jahre 1978. Die seit 1954 verwitwete Lore Sundheimer starb am 28. Dezember 2013 in Ludlow, Massachusetts.

Willy Sundheimer war der einzige der sieben Sundheimer-Geschwister (Sigmund, Leo, Therese, Mina, Frieda, Johanna), der den Verfolgungen der Nationalsozialisten entkommen konnte. Elisabeth Sundheimers Bruder Fritz gelang es mit Hilfe seiner nichtjüdischen Ehefrau, sich dem Zugriff der Nationalsozialisten zu entziehen. An sie erinnern Stolpersteine in der Berger Straße 15. Elisabeth Sundheimers Mutter Frieda und ihre Geschwister Eduard und Johanette; wurden in Auschwitz ermordet.

Die Stolpersteine wurden initiiert von Michael Engel (Ludlow, Mass., USA), Sohn von Lore Engel, und finanziert von Maike Behrends.

Nordend

Baumweg 27

Nathan Levy

Geburtsdatum: 25.1.1854

Deportation: 18.8.1942 Theresienstadt

Todesdatum: 19.12.1942

Sophie Levy, geb. Lieben

Geburtsdatum: 14.6.1859

Deportation: 18.8.1942 Theresienstadt

Todesdatum: 4.9.1942

Rosa Stern, geb. Levy

Geburtsdatum: 11.1.1887

Flucht: USA 1941

Max Stern

Geburtsdatum: 25.6.1882

Flucht: USA 1941

Karl Stern

Geburtsdatum: 23.9.1912

Flucht: USA 1938

Gertrud Stern

Geburtsdatum: 29.3.1915

Flucht: USA

Nathan Levy wurde in Kreuznach geboren, als Sohn von Carl Levy und seiner Ehefrau Amalie Anna, geb. Rothschild. Die Familie Levy war in Kreuznach schon lange heimisch. Carl Levy wurde am 9. Juli 1816 geboren und seine Ehefrau am 27. März 1819 in Kreuznach. Der Beruf des Vaters wird als Restaurator und Wirt angegeben.

Kreuznach war im 19. Jahrhundert eine der wichtigsten jüdischen Gemeinden des Landes.

Kaufhäuser, verschiedene Gewerbe und Handelsbetriebe waren in jüdischem Besitz. Zur Gemeinde gehörten etwa 600 Personen, eine Schule, ein rituelles Bad und ein Friedhof.

Nathan Levy besuchte die Schule am Ort und erlernte den Beruf des Kaufmanns. Er heiratete am 16. Juli 1883 Sophie Lieben, die in Münzesheim bei Bretten in Baden geboren wurde. Ihr Vater war Simon Lieben, geboren am 10. April 1829 in Münzesheim, die Mutter Hannchen, geborene Türkheimer, geboren am 12. August 1834 ebenfalls in Münzesheim.

Nathan und Sophie hatten elf Kinder, alle wurden in Kreuznach geboren. Max Eugen (geboren am 12. Juli 1884), Betty (11. Juli 1885), Rosa (11. Januar 1887), Albert Moritz (5. April 1888),

Martha (4. Mai 1889), Hermine (4. September 1890), Helene (4. Oktober 1891), die Zwillinge Jenny und Ernestine (14. Oktober 1895), Henriette Johanna (20. Januar 1898) und Robert Emil (24. Mai 1899).

Die Familie war in der jüdischen Gemeinde gut eingebunden und diese wiederum ein aktiver Teil der Stadt Kreuznach. In den 1920er Jahren gehörte Nathan Levy dem Synagogenvorstand an.

Mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten veränderte sich bereits 1933 die Situation der jüdischen Gemeinde und ihrer Mitglieder schlagartig. Mit einer Großkundgebung im Gemeindesaal und Boykottmaßnahmen zum 1. April 1933 begann die Ausgrenzung und Stigmatisierung der Bad Kreuznacher Juden. Wo sie seit Jahrzehnten eine wichtige Rolle im städtischen Leben gespielt hatten, wurden sie nun verdrängt und ihre Erwerbstätigkeit und damit ihre Lebensgrundlage bedroht. Viele jüdische Bürger verließen bereits im Lauf des Jahres 1933 die Stadt.

Nach dem Eintrag in der schmalen Entschädigungsakte verließen Sophie und Nathan Levy, beide bereits hoch in den Siebzigern ihre Heimat Bad Kreuznach 1933 mit dem Ziel Frankfurt am Main.

Hier lebte die Tochter Rosa, die mit Max Stern verheiratet war. Der Sohn von Levi Stern und seiner Frau Jettchen war in Hersfeld geboren und von Beruf Bäcker. Die Familie hatte zunächst mit ihren beiden Kindern Karl und Gertrud in Bad Kreuznach gelebt. Im Jahr 1926 ließen sie sich in Frankfurt nieder, ihre erste Adresse ist im Frankfurter Adressbuch in der Ostendstraße 8 verzeichnet. Im Jahr 1932 wohnten sie kurz in der Börnestraße 39 und dann von 1933 bis 1938 im Baumweg 27. Hier lebten sie vermutlich bereits mit den aus Kreuznach zugezogenen Eltern zusammen. Verfolgungsbedingt musste die Familie im Jahr 1939 in den Baumweg 25 umziehen. Die Kinder Karl und Gertrud flüchteten 1938 zunächst ohne die Eltern zu Verwandten in die USA. In der Devisenakte von Max Stern von 1941 wird der gemeinsame Haushalt mit den Schwiegereltern im Baumweg 25 in einem Anschreiben an die Behörde erwähnt. Im Januar 1941 folgten auch Rosa und Max Stern ihren Kindern in die USA. Nathan und Sophie Levy suchten Zuflucht im jüdischen Altersheim in der Wöhlerstraße im Westend. Ursprünglich für jüdische Senioren aus der Provinz gegründet, wurde es nach 1940 als Sammellager vor der Deportation missbraucht. Von hier aus wurde das Ehepaar Levy am 18. August 1942 ins Ghetto Theresienstadt deportiert. Innerhalb weniger Wochen starben Nathan und Sophie Levy dort unter dem Druck der unmenschlichen Verhältnisse.

Karl und Gertrud Stern lebten in New York, wo Karl in einem jüdischen Erholungsheim beschäftigt war. Sein Name findet sich auch in der Einberufungsliste der US Army für New York von 1941.

Rosa Stern und ihr Mann Max Stern lebten nach der Flucht ebenfalls in New York. Rosa Stern starb dort am 2. Juli 1970, ihr Mann Max am 29. April 1975 in Los Angeles. Der Sohn Karl starb ledig und kinderlos am 9. September 1991. Zur Tochter Gertrud fanden sich bislang keine weiteren Informationen, außer einem Hinweis in der Datenbank Ancestry unter dem Eintrag des Bruders Karl, der besagt, dass auch sie in New York lebte.

Die Stolpersteine wurden initiiert von Lars Broszat (Düsseldorf), dessen Frau die Ururgroßnichte von Nathan Levy ist, und finanziert von ihm, sowie von Sylvia Reichert und Janina Steinkrüger.

Weitere Stolperstein-Verlegungen im Juni 2024:

Sonntag, 16. Juni 2024

12:30	Westend	Goldsteinstraße 35	Bertha Siesel; Alice, Arthur, Rolf und Hans Bramsen
13:05	Westend	Reuterweg 68	Albert, Käthe, Peter und Hannelore Siesel
13:35	Westend	Guiollettstraße 59	Fritz, Clara und Arnold Ferdinand Schmitz
14:05	Westend	Schwindstraße 5	Martha Pauline und Raphael Rudolf Mastbaum
14:50	Sachsenhausen	Burnitzstraße 7	Ella Ottilie Marckwald
15:35	Innenstadt	Alte Gasse 51	Marie Beilacher

Dienstag, 18. Juni 2024:

10:00	Sachsenhausen	Offenbacher Landstr. 224	Pater Kurt Dehne ; Kurt Mathias von Leers
10:50	Innenstadt	Lange Straße 31	Szyja, Rosa, Manfred, Haentschi und Bella Schwarz
11:30	Nordend	Musikantenweg 8	Jacob, Zysla, Hans und Erich Kallmann
12:00	Nordend	Herderstraße 5	Max, Paula, Berta Ruth und Betti Gerda Stobezki
13:55	Nordend	Berger Straße 15	Friedrich und Anna Margarethe Stein
14:25	Nordend	Hermesweg 19	Anna Süs
15:00	Ostend	Röderbergweg 41	Albert, Blanka, Hans und Eva Stiefel

Mittwoch, 18. Juni 2024:

10:00	Ginnheim	Höhenblick 22	Guido, Martha, Lisa, Eva und Pauline Schönberger
10:50	Westend	Schumannstraße 10	Kurt Simon, Anne Rosa, Gerald und Heinz Flegenheimer
11:25	Westend	Westendstraße 29	Max, Hedwig Johanna, Adolf, Benjamin Paul, Siegfried und Irmgard Stein
12:00	Bahnhofsviertel	Taunusstraße 13	Paula Kuhn
12:35	Westend	Leerbachstraße 27 (gegenüber Nr.32)	Hermann, Frieda und Werner Gundersheimer ; Tilly Edinger
14:40	Westend	Wolfsgangstraße 14 Wolfsgangstraße 16	Hugo, Rosi, Ernst und Anneliese Lindheimer Bertha, Ludwig Leopold, Walter und Auguste Lindheimer
15:20	Westend	Fürstenbergerstraße 141	Joseph und Manfred Kamm ; Rosa und Dina Friedmann
15:50	Westend	Röderbergweg 41	Meta, Julius, Ilse und Lotte Vorchheimer

Dokumentation der Opfer-Biografien

Die ausführliche Dokumentation der Biografien und Verfolgungsschicksale hinter den bereits verlegten Frankfurter Stolpersteinen sind nachzulesen auf der Webseite der Stadt Frankfurt am Main

<https://frankfurt.de/frankfurt-entdecken-und-erleben/stadtportrait/stadtgeschichte/stolpersteine>

Kontakt:

Initiative Stolpersteine Frankfurt am Main e.V.

Martin Dill - Telefon: 0179-1182418

E-Mail: info@stolpersteine-frankfurt.de

www.stolpersteine-frankfurt.de

Instagram: [stolpersteine_ffm](https://www.instagram.com/stolpersteine_ffm)

